

Elena Molini
Die kleine literarische Apotheke

Elena Molini

Die kleine literarische Apotheke

Roman

Aus dem Italienischen von Janine Malz

DIANA

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Questo libro è stato tradotto grazie a un contributo per la traduzione
assegnato dal Ministero degli Affari Esteri e della Cooperazione
Internazionale Italiano.

Die Übersetzung dieses Buchs wurde durch einen Übersetzungskosten-
zuschuss des Italienischen Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten
und internationale Zusammenarbeit ermöglicht.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

3. Auflage

Deutsche Erstausgabe 02/2022

Copyright © 2019 by Elena Molini

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel *La Piccola Farmacia Letteraria* bei Mondadori, Mailand.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2022 by Diana Verlag,
München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: © t.mutzenbach design, München

Umschlagmotiv: © Shutterstock.com (TheBlackRhino; Vjom; chempina)
Redaktion: Sonja Häußler

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

ISBN 978-3-453-36098-3

www.diana-verlag.de

INHALT

Prolog	11
1 Von desaströsen Dates, unerwarteten Begegnungen und einem Hoffnungsschimmer	13
2 Von Premio Strega, zerfleckten Fencheln und einmaligen Gelegenheiten	36
3 Von lästigen Mitbewohnerinnen, roten Mänteln und Erfolgsdruck	61
4 Von aufdringlichen Rückkehrern, Zombie-Invasionen und Ohnmachtsanfällen	78
5 Von der Liebe auf den ersten Blick, neuen Ideen und mintgrünen Schränken	106
6 Von offenkundigen Versäumnissen, unerwarteten Neuigkeiten und Zukunft in der Dose	126
7 Von drohendem Unheil, leichtfertigen Weinkrämpfen und Neuanfängen	146
8 Von den Spice Girls, Livia Chandra Candiani und Birkenblättertee	163

9	Von schicksalhaften Begegnungen, kulturellen Phänomenen und Smokey Eyes	175
10	Von scharfsinnigen Omis, Stalking Supreme, alter Liebe und neuem Groll	190
11	Von unauffindbaren Lokalen, alten Bekannten, Portraits und Bar-Schlägereien	213
12	Von fehlgeleiteten Liebesbekundungen, Achtsamkeitsübungen und sich erfüllenden Träumen	245
13	Von verlorenen und wiedergefundenen Schlüsseln, aus der Zeit gefallenen Bars und schlechten Neuigkeiten	280
14	Von alten Begegnungen und neuen Gewissheiten	304
15	Ende	324

Anhang

Die kleine literarische Apotheke	339
Quellenverzeichnis	371
Danksagung	373
Nachweise der Zitate	379

DIE KLEINE LITERARISCHE APOTHEKE

*Für meine Schwester,
für alles, was ich ihr zu verdanken habe.
Für Mattia, der an mich geglaubt hat,
als nicht einmal ich dazu imstande war.
Euch beiden gilt mein ewiger Dank.*

*Dieses Buch richtet sich an alle,
die den Zug verpasst haben, auf den sie
ein Leben lang gewartet haben.
Die geweint, sich wieder gefangen haben
und einfach zu Fuß weitergegangen sind.
Die vor sich selbst davonlaufen wollten,
letztlich aber immer wieder bei sich selbst landeten,
und an alle, die schon meinten, die reguläre Spielzeit
sei abgelaufen, um dann in der neunzigsten Minute
doch noch ein Traumtor zu schießen.*

PROLOG

Es gibt Momente im Leben, da fühlt man sich hilflos, am Ende. Man hat das Gefühl, als wäre man in seine Einzelteile zerbrochen, stünde nun vor einem Riesenscherbenhaufen und wüsste nicht, wie man ihn wieder auflesen soll. Man versucht, was kaputtgegangen ist, zu reparieren, und zwar so, dass es möglichst wieder so aussieht wie vorher. Doch es klappt nicht, die Teile zusammenzusetzen. Sie wollen einfach nicht zusammenpassen. Und zwar deswegen, weil sie in Wirklichkeit gar nicht zu uns gehören.

Diese Teile sind all die klugen Ratschläge, die wir jahrelang befolgt haben, die uns so vernünftig vorkamen, uns aber stattdessen von unserem wahren Ich entfernt haben. Alles Entscheidungen, die wir getroffen haben, weil es hieß, »Komm schon, es ist besser so«, dabei war es gar nicht besser, nur bequemer.

»Letztlich ist es bloß eine Kleinigkeit, die wichtigen Entscheidungen sind andere.«

Und so sind wir, Kleinigkeit um Kleinigkeit, an einem Punkt angelangt, an dem das Leben, das wir uns aufgebaut haben, eigentlich gar nichts mehr mit uns zu tun hat.

Und dann, wenn alles in sich zusammenfällt, verzweifeln wir daran, ohne uns darüber im Klaren zu sein, dass uns in

Wirklichkeit gar nichts Besseres passieren konnte. Krisen zeigen uns, dass etwas schiefläuft, dass der Weg, den wir eingeschlagen haben, nicht der richtige für uns ist. Wenn wir rechtzeitig erkennen, dass wir uns etwas vormachen, haben wir gute Chancen, doch noch die Kurve zu kriegen.

Meine Geschichte setzt genau hier an, bei dem Versuch, Ordnung in ein ungeordnetes Leben zu bringen.

Sie mag absurd erscheinen, aber ich werde sie genau so erzählen, wie sie sich zugetragen hat, und dafür muss ich ganz von vorne beginnen, bei einem Tag, von dem ich glaubte, er wäre wie jeder andere.

Doch da hatte ich mich getäuscht.

1

von Desaströsen Dates, unerwarteten Begegnungen und einem Hoffnungsschimmer

[M]an [darf] sich in harten Zeiten keine zuckrigen Träume erlauben [...], denn in schlechten Zeiten braucht man handfeste Träume, wirklichkeitsnahe Vorstellungen, die wahr werden können.

CLARISSA PINKOLA ESTÉS: *Die Wolfsfrau.
Die Kraft der weiblichen Urinstinkte*

Der Anfang

Fest stand, dass ich an diesem Morgen mordsmäßige Augenringe hatte.

Fest stand vor allem, dass ich keinen weiteren platonisch-pathetischen Abend mit so einem Möchtegern-Dichter-Freak verbringen würde wie der, mit dem ich gestern verabredet war. Schon das Abendessen war eine mittlere Katastrophe gewesen, und was danach kam, versetzte meiner Hoffnung, wenigstens einmal mit jemandem auszugehen, der nicht in die Geschlossene gehört, endgültig den Todesstoß. Beim dritten

Gedicht von Cesare Pavese, das mir Dimitri – so der Name meines Dates – mit geschlossenen Augen vortrug, hatte ich die klassische Exit-Strategie angewendet und den Anruf einer Freundin vorgetäuscht, die sich angeblich ausgesperrt hat.

Nachdem ich ein letztes Glas des kostbaren torfigen Whiskys hinuntergekippt hatte, der aus dem privaten Weinkeller von Dimitris Onkel stammte und wie eine Schwefelgrube stank, versprach ich, ihn am nächsten Tag anzurufen, nur dass ich ihn dann gleich nach Verlassen seiner Wohnung auf dem Handy blockierte und beinahe mit dem Rad in den Arno gestürzt wäre.

Dem Badezimmerspiegel zufolge war ich trotz der Augeringe durchaus vorzeigbar, meine Uhr jedoch sagte mir, dass ich mich sputen musste, wenn ich die Buchhandlung pünktlich aufmachen wollte.

Aus der Küche drang derweil das Gegacker der drei Frauen, mit denen ich zusammenlebte.

»Was bedeutet das noch mal, wenn man den Tod aufdeckt?
Guck mal im Buch nach, ich kann mich nicht mehr erinnern.«

»Oh Gott, ich bin doch nicht etwa schwanger?«

»Mädels, euch ist aber schon klar, dass man sich nicht zu mehreren gleichzeitig die Karten legen kann? Das funktioniert so nicht.«

»Und du hör doch auf mit diesem Tarotkarten-Quatsch!
Wenn du wissen willst, ob du schwanger bist, geh in die Apotheke und kauf dir 'nen Test.«

»Heißt das, ich soll die Tarotkarten wegpacken?«

Denn ja, obwohl ich gerade dreißig geworden war, lebte ich noch immer in einer WG. Nicht nur, weil die Zahlen auf meinen Kontoauszügen so rot waren wie deutsche Touristen am

ersten Tag am Strand, sondern vor allem, weil ich diese Mädels wahnsinnig gernhatte.

Wir lebten zu viert in der Wohnung. Wie die *Quattro amici al bar* in dem gleichnamigen Lied von Gino Paoli, die »die Welt verändern wollten«. Rachele, Giulia, Carolina sowie meine Wenigkeit, die meine sympathischen alternativen Eltern mit dem schönen Namen Blu bedacht hatten. Richtig gehört, Blu, wie die Farbe, eine Silbe, drei Buchstaben: B-L-U. Ein Name, für den es keine Verkleinerungs- oder Koseform gibt, folglich: eine ruinierte Kindheit und unverhohлener Hass auf alle Mädchen mit einem Namen mit mehr als fünf Buchstaben.

Das gemeinsame Frühstück war uns heilig: Wir mochten uns den lieben langen Tag nicht sehen, aber den ersten Kaffee tranken wir zusammen. Und eines stand fest: Den Kaffee zu trinken, den Carolina mit ihrer antiken Moka samt defekter Dichtung zubereitete, von dem neunzig Prozent auf dem Herd landeten, war wirklich ein Freundschaftsdienst.

Auch an diesem Morgen, an dem alles seinen Anfang nahm, gab es ihn, dunkel und teerartig zwinkerte er mir scheinheilig vom Boden meiner Tasse aus zu, die das Konterfei von Charlie Brown trug. Ich hatte eine eigene Technik entwickelt, ihn hinunterzukippen, ohne mich zu übergeben: Ich verabreichte ihn mir wie als Kind den fürchterlichen Hustensirup – kurz und schmerzlos.

»Mädels, wisst ihr eigentlich, dass Enrico gestern in Neapel angekommen ist? Hier, dieses Foto hat er mir geschickt, ist er nicht schnucklig? Sie haben ihm sogar die Zähne neu gemacht, er sieht völlig verändert aus, aber ich finde ihn trotzdem nach wie vor wunderschön.«

Carolina hielt uns ihr Handy unter die Nase. Trotz eines Einserexamens in Psychologie, einer glänzend absolvierten Therapeutenausbildung und einer Karriere als Psychotherapeutin, die noch abhob, während sie ihren Master machte, der ihre Karriere endgültig in luftige Höhen katapultierte, war sie nicht vor ebenso plötzlichen wie fragwürdigen Verliebtheitsanfällen gefeit. Zuletzt hatte sie sich, die wie ich dreißig Lenze zählte, in einen Jungen verliebt, der zehn Jahre jünger war als sie und sich mit Joints zudröhnte wie ein Pubertierender. Nach einem Unfall, bei dem er sich sämtliche Zähne ausgeschlagen hatte, war er zu einer spirituellen Radtour nach Südalitalien aufgebrochen. Offensichtlich nahm er sich auch eine Auszeit von der Beziehung zu Carolina, was diese jedoch gar nicht wahrzunehmen schien, so angetan war sie von seinem plötzlichen Tatendrang.

»Ich würde ja wahnsinnig gerne noch ein bisschen bleiben und mit euch über die paranormalen Kräfte der Tarotkarten und das wunderschöne Kunstgebiss von Enrico fachsimpeln, aber es gibt da eine Buchhandlung, die ich aufsperren muss«, sagte ich, immer noch diesen furchtbaren Geschmack im Mund.

»Ich komm mit runter, sonst lässt mich die Sgrana wieder Überstunden schieben, wenn ich zu spät ins Büro komme.«

Rachele schnappte sich ihren Mantel und schob sich eilig an mir vorbei Richtung Wohnungstür. So war das immer bei ihr: Sie aß, redete, studierte in einem erstaunlichen Tempo. Von allen Mädels war sie meine Lieblingsmitbewohnerin: unbewusst faszinierend und bewusst gnadenlos. Vor ihr konnte man nichts verheimlichen, nicht einmal das, wofür man sich in

Grund und Boden schämte. Und man konnte darauf wetten, dass sie einem keine Peinlichkeit ersparte. Es entsprach nicht ihrer Natur, es zumindest nett zu verpacken, wenn sie einem sagte, dass man eine Dummheit beging, und da sie enorm intelligent war, hatte sie meist auch noch recht. Trotzdem verzichtete man ihr, denn auch wenn sie sich wie eine dumme Kuh aufführte, wusste man, dass sie einen im Grunde gernhatte. Wir kannten uns seit sage und schreibe achtundzwanzig Jahren – seit Racheles Geburt – und waren praktisch so etwas wie Schwestern. Unsere Väter waren seit Ewigkeiten befreundet, und jedes Mal, wenn ich als Kind von Ligurien nach Florenz hinunterfuhr, um meine Oma Tilde zu besuchen, spielten Rachele und ich miteinander. Wir teilten dieselbe Leidenschaft fürs Lesen, und wir beide träumten davon, Schriftstellerin zu werden. In den Wochen und Monaten, in denen wir uns nicht sahen, schrieben wir uns lange Briefe in einer Geheimschrift, die nur wir verstanden. Wir waren ein ziemlich exklusiver Club.

Als ich beschloss, nach Florenz zu ziehen, hatte sie ihre Mutter auf Knien angefleht, mit mir zusammenziehen zu dürfen.

»Wann willst du dir eigentlich mal einen neuen Motorroller zulegen?«, fragte ich. »Abgesehen davon, dass ich noch nie ein so hässliches Ding gesehen habe, verpestet es die ganzen Klamotten mit seinem Abgasgestank; außerdem, weißt du eigentlich, welche Luftverschmutzung du mit deinem Zweitaktmotor anrichtest? Erst kaufst du dir sündhaft teure französische Parfüms und dann fährst du diese Schrottlaube.«

»Entschuldige mal, Miss Möchtegern-Öko-Buchhändlerin,

willst *du* mir vielleicht einen neuen Roller kaufen? Ich fahre bestimmt nicht mit dem Fahrrad und so einer peruanischen Ethno-Tasche durch die Gegend. Außerdem, was hast du gegen Becco? Der ist doch spitze, echt ... *vintage!*«

Becco, der Roller von Rachele, war ein Piaggio Liberty Baujahr 1999 in einem grauenhaften Bronzefarnton, dem man bei einem unerklärlichen Diebstahlversuch die vordere Verblendung abgerissen hatte. Völlig unbeeindruckt, wie es ihre Art war, hatte sie das Loch einfach mit einer schwarzen Mülltüte zugeklebt und anschließend, um ihr Werk zu vollenden, mit einer anderen Verblendung abgedeckt, die sie von irgendeiner Schrottmühle am Stadtrand entwendet hatte. Auf ihre Flickarbeit hatte jemand mit einem lila Filzstift »becco« geschrieben, wahrscheinlich als sie mal wieder wild auf dem Gehweg geparkt hatte.

»Über die Beleidigung meiner Tasche sehe ich ausnahmsweise großzügig hinweg. Ich geh dann mal zur Arbeit, wir sehen uns heute Abend. Ah, da fällt mir ein, hast du mir was zum Lesen mitgebracht?«

Rachele senkte den Blick und gab sich schüchtern. Das war so untypisch für sie, dass es mich nach wie vor jedes Mal üerraschte, sie so zu sehen. Seit sie für eine Lokalzeitung arbeitete und erkannt hatte, wie das Leben einer kleinen, unbedeutenden Reporterin in der Realität aussah, hatte sie beschlossen, in ihrem Journalismusstudium einen Gang runterzuschalten und andere berufliche Wege zu beschreiten. Doch ihre Leidenschaft fürs Schreiben war ungebrochen, und sie hatte nie den Traum aufgegeben, Schriftstellerin zu werden. Fast jeden Abend setzte sie sich nach einem achtstündigen Arbeitstag an

den PC der Bibliothek, wo sie eine Kleinigkeit aß und Kurzgeschichten schrieb, die sie an sämtliche Schreibwettbewerbe schickte.

Seit Kurzem versuchte sie sich an ihrem ersten Roman, und genau dazu hatte sie mich vor Weihnachten um meine Meinung gebeten. Das Schreiben half ihr auch, sich von der familiären Situation abzulenken, die sich in den letzten Jahren schwierig gestaltet hatte. Ihre Eltern waren immer überaus wohlhabend gewesen, aber nach dem Konkurs des Familienbetriebs war fast ihr gesamtes Vermögen für die vom Vater angehäuften Schulden draufgegangen. Diese ganze Misere hatte sie in eine Situation der Mittellosigkeit gestürzt, die sie nicht kannte. Der Job bei Reska, einer Schuldeneintreibungsagentur, den sie über eine Internetannonce gefunden hatte, bezahlte die Miete für ihr Zimmer, die sonst immer pünktlich von Torresi Senior überwiesen worden war. Sie hasste ihre Arbeit, aber für den Moment begnügte sie sich damit und hoffte, irgendwann einen Job zu ergattern, der nicht darin bestand, Pommes in einer Fast-Food-Kette zu frittieren – wengleich sie auch das gemacht hätte, nur um nicht wieder bei ihren Eltern einziehen zu müssen.

»Ich dachte, du hättest es vergessen«, murmelte sie und kramte in ihrer Tasche aus weichem braunem Leder, die farblich perfekt auf ihren Kamelhaarmantel abgestimmt war. »Hier, das sind die ersten beiden Kapitel. Aber wie gesagt, du musst mich nicht schonen, nur weil wir befreundet sind. Ich möchte ein erbarmungslos ehrliches Urteil.«

»Darauf kannst du Gift nehmen, ich habe sowieso noch ein Hühnchen mit dir zu rupfen.«

»Apropos ...« Ein schelmisches Lächeln umspielte ihre Lippen, auf denen sie einen ziegelroten Lippenstift trug, der ebenfalls farblich auf Tasche und Mantel abgestimmt war. Verdammt, wie schafften es manche Frauen nur, so schick zu sein! »Wie lief es gestern Abend eigentlich mit diesem Loser, mit dem du unterwegs warst? Ich nehme an, nicht besonders, wenn ich für deinen vorgetäuschten Anruf herhalten musste.«

Ich hatte keine Lust, über das Trauerspiel des Vortags zu reden, deshalb war ich kurz angebunden.

»Ich muss los, sonst komme ich zu spät zur Arbeit.«

Sie warf mir diesen sarkastischen Blick zu, den sie immer aufsetzte, wenn sie wusste, dass sie ins Schwarze getroffen hatte. Während sie den Rollerkoffer öffnete, um den Helm herauszunehmen, bewunderte ich ihre wunderschönen mahagonifarbenen Haare, die ihr in weichen Wellen über den Rücken fielen. So schön glänzende Haare würde ich nie haben, nicht einmal, wenn ich sie mir jeden Tag mit Evian wusch. Das wusste ich sicher, weil ich einmal in der *Vanity Fair* gelesen hatte, dass das seit Jahren zur Haarpflegeroutine von Demi Moore gehört, woraufhin ich es eine Zeit lang selbst ausprobierter hatte, allerdings mit bescheidenen Ergebnissen.

»Ciao, Bluette, bis heute Abend!«

Sie warf mir eine Kusshand zu und ließ eine schwarze Smogwolke hinter sich zurück.

Einen Augenblick lang versuchte ich mich durch Racheles Augen zu sehen. Eigentlich war ich heute gar keine besonders freakige Erscheinung. Ich trug eine schwarze Jeans, einen Rollkragenpullover mit gefärbten Bommeln, Fellstiefel, die ich im November anzog und erst im Mai wieder auszog, und

einen flaschengrünen Poncho, der perfekt mit meiner Augenfarbe harmonierte. Nicht sonderlich stylisch, aber ich gab mir immerhin Mühe. Mein Blick wanderte an mir hinunter zu meiner Tasche: Es stimmte, sie war groß und bunt, aber anders als viele andere Dinge, die ich besaß, hatte ich sie nicht auf dem Ethno-Markt gekauft, sondern auf dem Handwerkermarkt, und zwar bei einer japanischen Designerin, die sie von Hand fertigte. Am selben Tag hatte ich in einem Anfall von Begeisterung auch den zigsten afrikanischen Turban gekauft, der natürlich wie alle anderen Haar-Accessoires, die ich nie trug, im Schrank gelandet war. All die Jahre immer das Gleiche: Ich sah diese Frauen mit ihren farbenfrohen Tüchern auf dem Kopf und fand sie supercool, superschön, superalternativ. Dann kaufte ich mir eins, und kaum war ich zu Hause und band es mir um, sah ich im Spiegelbild keine afrikanische Königin, sondern ein Osterei, das sich in der Jahreszeit geirrt hat. Wie es kam, dass diese Haartücher ihre Faszination verloren, sobald man den Markt verließ, war für mich ein Mysterium irgendwo zwischen dem Bermudadreieck und Stonehenge.

Während ich mich aufs Rad schwang, um den Weg von unserer Wohnung in Santo Spirito, genauer gesagt in der Via del Campuccio, bis zur Buchhandlung zurückzulegen, sinnierte ich über Racheles Worte und über das Mysterium der Kopftücher.

Das sanfte Licht an diesem Dienstag, dem fünfzehnten Januar, flutete die engen, gepflasterten Straßen des Zentrums und gab mir für einen Moment trotz der beißenden Kälte das Gefühl, in Einklang mit mir selbst zu sein.

Ich genoss diese Augenblicke, in denen alles seinen rech-

ten Platz zu haben schien, wenn man jede Ecke und Szene mit geschlossenen Augen beschreiben kann und genau weiß, was man vorfindet, wenn man sie wieder aufmacht, und sich sicher und geborgen fühlt, wenn auch nur kurze Zeit.

Wenn mich jemand in diesem Augenblick aufgefordert hätte, aufzulisten, welche fünf Dinge ich am meisten mochte, hätte ich keinen Moment gezögert, weder was die Reihenfolge betrifft noch meine Auswahl.

Blu mag Nachmittagsnickerchen. Aber so richtige Nickerchen von mindestens zwei Stunden, bei denen man aufwacht und nicht mehr weiß, in welchem Erdzeitalter man sich befindet, und man einen solchen Bärenhunger hat, dass man sogar bereit wäre, diesen ekligen Truthahnaufschnitt zu essen, der zu jeder Eiweißdiät gehört, oder zähe Hühnerbrust. Ich war schon immer felsenfest davon überzeugt, wer sich nach einem zehnminütigen Powernap regeneriert fühlt, muss über irgendwelche Superkräfte verfügen, die mir offensichtlich abgehen.

Blu mag Pizza. Wow, na Glückwunsch, werdet ihr jetzt denken, aber das Besondere ist, dass ich auf einer Pizza Dinge essen kann, die ich normalerweise total ekelig finde, aber so richtig, so was wie Kapern und Gorgonzola.

Blu mag es, mit einem Glas kühllem Weißwein auf einer Bank auf der Piazza della Passera zu sitzen. Himmel, an schwierigen Tagen gerne auch mehr als nur eins.

Blu mag Sommernachmittage, umgeben von zirpenden Grillen und in der Hand ein gutes Buch. Hier kommt auch das oben genannte Nickerchen zum Tragen, das zu solchen Nachmittagen passt wie Käse zu Maccheroni.

Angesichts dieser Liste könnte man meinen, außer Essen,

Trinken und Faulenzen hätte Blu keine anderen Vorlieben im Leben, doch das stimmt nicht.

Dieser ganze Käse wurde nur aufgelistet, um zu einer völlig unerwarteten Szene hinzuleiten, in der sich diese träge junge Dame, die es schafft, eine ganze Pizza mit Kapern, Gorgonzola und dreifacher Salami zu verdrücken, wobei sie auch einer frittierten Version nicht abgeneigt ist, eine Flasche Wein hinterherkippt und sich dann sofort hinlegt, um nicht auch nur eine einzige Fettzelle zu verschwenden, die sich am Hintern ablagern kann; eine Szene jedenfalls, in der sich eben diese Blu in eine rechtschaffene Bürgerin verwandelt, die, anstatt die Umwelt zu verpesten, liebend gerne Rad fährt. Mit anderen Worten, Blu mag es, morgens durch das Zentrum von Florenz zu radeln, wenn die Stadt unter dem Gemurmel der Ladeninhaber, die ihre Geschäfte aufsperren, und der Straßenverkäufer, die ihre Stände aufbauen, aus dem Halbschlaf erwacht.

Ja, ich gefiel mir darin, mich ein wenig wie die Hauptdarstellerin in *Die fabelhafte Welt der Amélie* zu fühlen, auch wenn mir der kurze Pony ungefähr genauso beschissen stand wie der afrikanische Turban.

Stellt euch vor, wie ich mitten im schweinekalten Januar, eingenebelt von den Abgasen der städtischen Müllabfuhrwagen, auf einem klapprigen Fahrrad sitze und die kosmopolitische, modebewusste Pariserin spiele, die anmutig wie eine Libelle von einem Bistro zum nächsten kurvt. Ich tue euch leid? Fragt mich mal!

Ich war so in meine beste Imitation von Amélie vertieft, dass ich beinahe eine Touristin umgenietet hätte, vermutlich eine Schwedin, den Haaren nach zu urteilen, die einfach auf

die Straße getreten war, ohne sich umzuschauen, ob jemand aus der Gegenrichtung kam.

Nach jahrelanger Praxis war ich im Menschenslalom geübt und fand mittlerweile sogar Gefallen daran.

Deutsche Touristin mit Birkenstock-Latschen und Quechua-Rucksack auf zehn Uhr – rechts ausweichen. Schwerhörige Japanerin mit Schildmütze und einer Gucci-Tasche, in die ich mit meinen eins achtzig locker hineingepasst hätte, auf achtzehn Uhr – Ausweichmanöver mit Streifen der Mauer und Warngeklingel.

Trotz all dieser Kniffe, mit denen ich an diesem Morgen versuchte, vor mir selbst die Tatsache zu verschleiern, dass mein Leben in die völlig falsche Richtung lief, verspürte ich in der Magengrube einen Anflug von Wehmut. Der Manuskriptentwurf, den mir Rachele mitgebracht hatte, öffnete eine alte Wunde, die noch nicht abgeheilt war, auch wenn inzwischen bereits fast zwei Jahre vergangen waren: mein Rauswurf bei Bernini. Wenn man seinen Traumjob verliert, ist das ein wenig so, wie wenn der Mann, den du liebst und mit dem du den Rest deines Lebens verbringen wolltest, dich verlässt. Alle, die danach kommen, wirst du immer mit diesem einen vergleichen, und letztlich kann keiner ihm das Wasser reichen.

Mein Abschluss in klassischer Literatur passte so perfekt zu Bernini, einen auf religiöse Texte spezialisierten Verlag, dass es nur auf eine unbefristete Stelle hinauslaufen *könnte*. Doch stattdessen war nach etlichen Monaten der Schuftelei, schlecht bezahlter Arbeit von früh bis spät, unzähligen Opfern und geschluckten Kröten, die Wahl auf jemand anderen gefallen. Sie hatten Federica eingestellt. Diese blöde Kuh

Federica Ricci. Sie war hässlich wie ein Autounfall und tat so, als sei sie ein Unschuldsengel, dabei war sie in Wirklichkeit Raucherin. In jedem anderen Arbeitsumfeld wäre das nicht weiter schlimm gewesen, aber zu rauchen galt im Verlag geradezu als Majestätsbeleidigung. Mir war des Öfteren ein seltamer Geruch an ihrer Kleidung aufgefallen, aber dann hatte ich sie einmal auf frischer Tat ertappt, als sie hinter dem Zeitungskiosk in der Nähe der Redaktion gierig eine Zigarette rauchte. Ich hatte mich an die Wand gelehnt, sie mit dem Blick fixiert und genüsslich auf den Moment gewartet, da sie mich entdecken würde. Als sie mich und mein Grinsekatzegrinsen bemerkte, wäre ihr um ein Haar das Herz stehen geblieben. Sie hatte mich auf Knien angebettelt, sie nicht zu verraten, woraufhin ich, die im Grunde ein butterweiches Herz besitzt, eingewilligt hatte. Man weiß ja, wer spioniert, ist kein Kind der Muttergottes, und ein Kind der Muttergottes zu sein, galt bei Bernini enorm viel. Bis ich, nachdem Federica eingestellt und ich rausgeworfen worden war – denn, arme Blu, leider war für eine weitere Lektorin kein Platz –, herausfand, dass die Nikotinsüchtlerin hinter meinem Rücken über sämtliche meiner Freizügigkeiten getratscht hatte, die dem Ruf des Verlags hätten schaden können. Dinge wie einen Aperitif trinken gehen oder noch nicht verheiratet sein.

Damals war die Nachricht meiner Kündigung in der Via del Campuccio mit gelassenem Schweigen vonseiten Racheles und heftigen Protesten vonseiten der anderen Mitbewohnerinnen aufgenommen worden.

»Was soll's«, hatte Giulia gesagt, »der Job hat dir doch eh keinen Spaß gemacht. Letztlich haben sie dir einen Riesen-

gefallen getan, dir zu kündigen. So kannst du deiner wahren Leidenschaft nachgehen.«

Klar, schade nur, dass das Verlagswesen meine wahre Leidenschaft war.

»Aber immerhin hatte sie so ein festes Einkommen und Sicherheit, was gerade heutzutage nicht zu unterschätzen ist«, hatte Carolina eingewendet, die schon immer die pragmatischste meiner Freundinnen war.

Und sie hatte recht, Sicherheiten gab es in diesem Haus wahrhaftig nicht viele.

Aus irgendeinem Grund bildete unser Quartett einen beeindruckenden Querschnitt der Menschheit. Allesamt um die dreißig, völlig unterschiedlich, was die Herkunft, den sozialen Status und den Charakter betraf, aber vereint durch ein erstaunliches Portfolio an Neurosen, die Freud, wäre er noch am Leben, Material für weitere vier Traktate geliefert hätte. Manchmal hatten wir kollektiv den Eindruck, unwissentlich für ein soziales Experiment ausgewählt worden zu sein.

Für eine Art *Truman Show* für Loser, wo der Hauptpreis für diejenige, die der Versuchung widerstand, sich statt Baldriantropfen starke Beruhigungsmittel zu verabreichen, darin bestand, dass sie entweder ihren Traumjob ergatterte oder aber einen Mann, der kein wilder Cocktail aus Paranoia und diversen Unsicherheiten war.

Vielleicht lag unsere Stärke ja genau darin, trotz aller Unterschiede eine Einheit zu bilden. Bevor ich die Buchhandlung eröffnet hatte, hatte mir Giulia einmal gesagt: »Probier es halt aus. Wenn es schiefgeht, heulen wir alle gemeinsam.«

Meine kleine erbärmliche Revanche kam ein Jahr später, als

Federica gekündigt wurde und sie gezwungen war, sich beim Finanzamt als Selbstständige anzumelden, weil Bernini sich nicht mehr als eine Vollzeitstelle leisten konnte. Am liebsten hätte ich mich in ihre Wohnung geschlichen und mit Lippenstift auf ihren Spiegel geschrieben: »Willkommen in der Welt der Soloselbstständigen, Baby!«

Völlig in diese Gedanken versunken, wäre ich beinahe am Rollgitter meiner Buchhandlung vorbeigefahren. Unzufrieden mit meinen Verlagserfahrungen und mir der mageren Verdienstmöglichkeiten im Verlagswesen nur allzu sehr bewusst, hatte ich natürlich dennoch nicht auf meinen Traum verzichten wollen. Nach meinem Rauswurf bei Bernini hatte ich wild entschlossen und mit einer Opferbereitschaft, die nur von Samurai getoppt wurde, alle nur erdenklichen Stellenanzeigen im Verlagsbereich herausgesucht, mich darauf beworben und dabei auch Jobs gefunden, die mir wie auf den Leib geschneidert zu sein schienen. Voller Vertrauen hatte ich meinen Lebenslauf eingeschickt und jedes Callcenter der Welt ertragen, weil ich vor lauter Angst, den entscheidenden Anruf zu verpassen, sogar bei Abzockeranrufen mit der Vorwahl 00216 ranging. Aber bislang hatte sich niemand wegen eines Bewerbungsgesprächs gemeldet.

Da ich mich in der Zwischenzeit von irgendetwas anderem ernähren musste als von tiefgefrorenen Crêpes mit Tomaten-Mozzarella-Geschmack der Supermarkt-Eigenmarke – vier Stück für einen Euro neunundzwanzig: ein echtes Schnäppchen –, hatte ich mich in den unterschiedlichsten Jobs verdingt: angefangen als Kassiererin bei einem Discounter bis

hin zur Texterin für Fortbildungsunterlagen. Der einzige annähernd adäquate Job, für den ich mit meinem Lebenslauf als geeignet erachtet wurde, war der als Verkäuferin in der großen Buchhandelskette LeggereInsieme.

Ich war zum Vorstellungsgespräch gegangen mit dem festen Entschluss, mir den Job zu angeln, und schwelgte bereits in Fantasien davon, wie schön mein Leben zwischen Bücherregalen wäre. Als sie mich anriefen, um mir zu sagen, dass sie sich für mich entschieden hätten, war ich im siebten Himmel, schließlich wäre es bestimmt himmlisch, endlich auf die andere Seite zu wechseln. Ich war in die ebenso banale wie weitverbreitete Falle getappt zu glauben, eine Buchhandlung wäre ein traumhafter Arbeitsplatz, an dem man sich zwischen den Regalen im Duft der Bücher verliert. Ich sah mich schon vor mir, wie ich die Liste meiner Lieblingsbücher griffbereit hielt, um Kunden Lesetipps zu geben, und zwar eine solch vielseitige Auswahl, dass ich damit jeden Lektüregegeschmack, vom anspruchsvollsten bis hin zum leichtesten, bedienen könnte. Ja, ich würde meine handverlesenen Herzensbücher weiterempfehlen an Menschen, die das mit Sicherheit gebührend zu würdigen wüssten.

Aber nein.

In Wirklichkeit erkannte ich schon bald ernüchtert, dass ich genauso gut Würstchen und Ricotta hätte verkaufen können, das hätte nicht viel geändert. Meine Tätigkeit hatte nichts Spontanes, ich war einfach nur eine dieser nervigen Verkäuferinnen, die einem zu einem Paar Schuhe unbedingt das passende Imprägnierspray und Einlegesohlen andrehen wollen. Im Gegenteil, nun da ich weiß, was sie ertragen müssen, sehe

ich sie mit anderen Augen: Schwestern, euch gilt mein ganzer Respekt und meine Solidarität, die ihr einen Kampf austragt, den ihr nur verlieren könnt.

»Wenn Ihnen *Jacke* gefällt, hätte ich hier noch den letzten Band von *Hose* im Angebot für gerade mal neun Euro neunzig! Und wenn Sie noch mal dreißig Euro obendrauf legen, bekommen Sie einen wundervollen Coupon dazu, den Sie bei Ihrem nächsten Einkauf einlösen können. Was meinen Sie, nehmen wir noch einen hübschen Bleistift dazu? Ein Heft? Diesen handlichen Fächer? Merken Sie, wie erfrischend das ist? Na, na?«

Und wenn man nicht die von der Zentrale vorgegebenen – und natürlich viel zu hoch angesetzten – Verkaufszahlen erreichte, wurde man als Niete abgestempelt.

Anmerkung für den Leser: Beim folgenden Dialog muss man sich meine Gebietsmanagerin so wie die böse Stiefmutter aus *Dornröschen* vorstellen. Ich bin in diesem Fall natürlich Aurora, die Gute, die trällernd mit einem Weidenkorb umher-spaziert – nur um sich kurz darauf an der einzigen noch verbliebenen Spindel im ganzen Universum zu stechen.

»Wie, du kriegst es nicht hin, siebenundfünfzig Exemplare von *Pizza, Minipizza und Mikropizza – Rezepte für die Kleinen* zu verkaufen? Nimm dir ein Beispiel an Lisa, die verkauft in der Filiale im Atlantide-Einkaufszentrum davon sechzig Stück pro Tag. Offensichtlich machst du bei deiner Verkaufsoffensive irgendwas falsch.«

»Mir ist das selbst ein Rätsel, böse Stiefmutter, es tut mir leid, aber während meiner Vormittagsschicht sind nur zwei Leute ins Geschäft gekommen: ein fünfzehnjähriger Junge, der auf der Suche war nach – ich zitiere – *Der Name der Rose*

von Umberto Eco, und ich glaube kaum, dass der schon Kinder hat; und eine Dame, die, als ich ihr das Buch vorschlug, in Tränen ausbrach, weil ihre Tochter ihr den Umgang mit den Enkeln untersagt hat. Ich habe versucht, sie zu überzeugen, dass sie das angeknackste Verhältnis mithilfe von Minipizzzen reparieren kann, aber da hat sie erneut angefangen zu weinen.«

»Und dem Jungen hast du es nicht vorgeschlagen?«

Und schon war Aurora in die Falle getappt und würde sich jeden Moment in den Finger stechen und in ewigen Schlaf sinken.

»N-nein, wie gesagt, ich bin davon ausgegangen, dass er keine Kinder hat.«

»Siehst du! Genau da liegt der Fehler. Wir bei LeggereInsieme lassen nie locker. Du hättest es ihm als Geschenk für die Oma oder die Mutter vorschlagen können. Ich hoffe, du hast auch immer die Feiertage im Blick? In einer Woche ist Großelterntag, das hast du dir durch die Lappen gehen lassen.«

»Es tut mir schrecklich leid, böse Stiefmutter, das nächste Mal werde ich mich mehr anstrengen.«

»Ich werde Lisa bitten, dir eine Liste mit nützlichen Sätzen zu mailen, damit du besser performst. Ohne die richtige Ansprache kein Erfolg.«

Wenn man besser *performte* – oh, wie die böse Stiefmutter dieses Wort liebte –, hatte man sogar Chancen, als Anwärter an der Preisverleihung teilzunehmen, die einmal pro Jahr im Rahmen der Betriebsfeier stattfand.

»Besonderer Dank gebührt der Pizzeria Pappa&Ciccia aus Florenz für ihre stapelweise verkauften Bücher. Gina, komm raus und hol dir den Preis ab.«

Tosender Beifall.

Innerhalb weniger Monate war auch ich zu einem Rädchen im Getriebe geworden, die Horrorvision von Eigenmarken-Crêpes von früh bis spät hatte es geschafft, dass ich meinen anarchisch-rebellischen Persönlichkeitsanteil unterdrückte, um das Lob der Geschäftsleitung zu erheischen. Und so kämpfte ich Seite an Seite im Schützengraben mit meinen Kolleginnen, denen die Firmenstrategie genauso verhasst war wie mir, die jedoch Familie hatten und daher nicht einfach gehen konnten.

»Blu, da du so gut mit Menschen umgehen kannst, haben wir beschlossen, dass du ab sofort die Vorstellungsgespräche mit den Bewerbern führst. Nur damit wir uns richtig verstehen, sortier alle aus, die Bücher förmlich verschlingen, die können wir hier nicht gebrauchen.«

»Aber sicher doch, böse Stiefmutter, zu Euren Diensten.«

Die sogenannten »Bücherverschlänger« waren jene, die auf die Frage »Womit hat eine Buchhandlung mehr Ähnlichkeit? Mit einer Bibliothek oder mit einem Schuhgeschäft?« im Brustton der Überzeugung antworteten: »Mit einer Bibliothek natürlich.«

In diesem Moment ahnten sie es zwar noch nicht, trotzdem hatten sie ihrer Bewerbung damit bereits den Garaus gemacht.

Ich verschlang Bücher inkognito. Es war mir gelungen, die böse Stiefmutter circa anderthalb Jahre zu täuschen, aber beim Final Countdown hatte ich nicht mehr mitgespielt und die Maske fallen lassen.

Wäre ich vor der Firmenphilosophie eingeknickt, würde ich wahrscheinlich immer noch Brillenetuis und Taschenbücher für sechs Euro neunzig verkaufen, aber als jemand, der

zwischen Carrara und der Lunigiana aufgewachsen war, ließ sich meine anarchisch-aufrührerische Herkunft nicht einfach so unterjochen.

Also hatte ich mich bedankt, mich verabschiedet und war meines Weges gezogen. Zum zweiten Mal innerhalb kürzester Zeit hatte ich mit einem wichtigen Kapitel in meinem Leben abgeschlossen, auch wenn mir diesmal deutlich leichter ums Herz war.

Eine professionelle Bücherverschlingerin wie ich durfte nicht einfach so das Handtuch werfen. Und so beschloss ich in einer Aufwallung von Enthusiasmus, all meine Ängste beiseitezuschieben, um gerade einmal anderthalb Monate vor diesem Januarmorgen, pünktlich zu Weihnachten, am Stadtrand eine Buchhandlung zu eröffnen.

Ein ziemlich verzweifeltes Unterfangen, aber ich war genauso verzweifelt und musste daran glauben, dass aus unserer gemeinsamen Verzweiflung Stärke erwachsen würde. Die Voraussetzungen jedoch waren nicht optimal: Mein Eigenkapital betrug stattliche siebenhundert Euro, ich hatte keinerlei Bürgschaften vonseiten meiner Eltern oder Verwandten und hatte es mir in den Kopf gesetzt, ausgerechnet ein hochriskantes Geschäft zu eröffnen. Die eine Hälfte des Sommers war dafür draufgegangen, sämtliche Ausschreibungen zu studieren, für die ich mich mit meinem Finanzplan bewerben konnte. Die andere Hälfte hatte ich damit verbracht, Ratgeber mit so spannenden Titeln wie *Der kinderleichte Businessplan für deine Firma*, *Businessplan für Jedermann* und Ähnliches zu wälzen. In Wirklichkeit war es überhaupt nicht kinderleicht, weder einen zu erstellen, der irgendwie Sinn ergab, noch die Kostenschätz-

zungen aufzustellen, die für eine Kreditanfrage erforderlich waren. Glücklicherweise hatte mir dabei der Vater von Giulia geholfen, der jahrelang als Manager auf Führungsebene tätig gewesen war.

Nach der Auswertung der Tragfähigkeit des Projekts hatte er mir dann auch noch einen väterlichen Rat gegeben: »Lass es lieber, für den Verdienst lohnt sich der Aufwand nicht.«

Ich ignorierte ihn genauso wie all jene, die mir nahelegten, aufzugeben: Was hätte ich sonst machen sollen, außer eine Buchhandlung zu eröffnen?

In der Zwischenzeit hielt ich vor lauter Angst, mein Projekt könnte scheitern, weiter Ausschau nach Stellen. Eine Episode sollte meinen weiteren Weg besonders prägen: Ich hatte den Auswahltest als Sekretärin in einer Import-Export-Firma, die mit Steinpilzen handelte, mit Bravour bestanden. Ich stand kurz davor, die Stelle anzunehmen, als ich mir vorstellte, wie mein Leben aussehen würde.

Ganz allmählich wäre ich immer mehr ausgebrannt und abgestumpft, während ich mich für eine Arbeit ins Zeug legte, die mir nichts bedeutete, sodass ich jede Woche den Freitag herbeisehnen und den Montag fürchten würde.

Nein, ich musste mein Projekt weiterverfolgen. Und so hatte ich mir eine Nische in der Welt eingerichtet, ganz nach meinem Geschmack und meiner Persönlichkeit, und alles in allem war sie ziemlich hübsch geworden.

»Eigenlob stinkt«, das Mantra meiner Oma hatte sich mir eingebrennt und war geblieben. Auch deshalb, weil mein kleines Reich nicht frei von Mängeln war. So erinnerte mich die Buchhandlung jeden Morgen, wenn ich das Rollgitter hoch-

zog, an das Geschäft von Leland Gaunt aus *In einer kleinen Stadt* von Stephen King; ein Laden, der plötzlich wie von Geisterhand erscheint. Und auch die Buchhandlung Novecento, benannt in Hommage an das gleichnamige Buch von Baricco, das ich abgöttisch liebte, schien jetzt aus dem Nichts aufzutau-chen. Nur hatte es noch einen weiteren Haken: Weder gab es eine Hintertür, durch die ich in eine andere Welt katapultiert wurde, noch besaß ich Zauberkräfte.

Es ließe sich konstatieren, dass ein simples Schild meinem Problem Abhilfe geschafft hätte, aber die tausend Euro, die dafür nötig waren, bissen sich mit meiner finanziellen Situa-tion, die ich schon jetzt optimistisch als nahe der Atomkatas-trophe beschreiben konnte.

Ich stellte mein Fahrrad in den Fahrradständer und fum-melte am Schloss herum. Das Fahrrad war ein Geschenk von meinem Vater Pietro: Damals war ich höchst erstaunt gewe-sen über seine Großzügigkeit, da er nur selten Geschenke machte. Nachdem ich die erste Runde damit gedreht hatte, war mir klar, weshalb er es unbedingt hatte weiterverschenken wollen: Die Pedale waren defekt, sodass ich, wenn ich zu sehr hineintrat, Gefahr lief, in den Lenker zu beißen und die ganze schöne Arbeit meines Zahnarztes auf dem Asphalt zu ver-teilen. Manchmal lief es wie geschmiert, andere Male war ich gezwungen, das Rad so lange zu schieben, bis sich die Pedale wieder in die richtige Stellung gebracht hatten. Dennoch hatte ich beschlossen, es zu behalten, ich liebte mangelhafte, kom-plizierte Dinge, die einen von einem Moment zum anderen in die Bredouille bringen konnten. Dadurch lebte ich immer mit dem Risiko, nicht zu wissen, was die Zukunft für mich bereit-

hielt, aber gleichzeitig war ich dadurch gut darin, mich vom Glück überraschen zu lassen.

Wenn ich an diesem Tag gewusst hätte, was die Zukunft wirklich für mich bereithielt, hätte ich wahrscheinlich all meine Tränen vergossen.

Aber das ist eine andere Geschichte.

VON PREMIO STREGA, ZERPFLÜKTEN FENCHELN UND EINMALIGEN GELEGENHEITEN

Nein, nein, mein Schatz, nicht was man kann, bringt einen in dieser Stadt weiter, sondern wen man kennt.
Und Verbindungen, die habe ich, weiß Gott.

PATRICK DENNIS: *Tante Mame*

Am selben Tag

»Beinahe wärst du zu spät gekommen.«

Obwohl Giulio Maria, der Barista des Lokals Dal Mago neben meiner Buchhandlung, und ich unerklärlicherweise bereits seit circa zehn Jahren befreundet waren, bedachte er mich mit dem üblichen verärgerten Blick, den er aufsetzte, wenn mein Verhalten nicht seinen Qualitätsstandards entsprach. Es war zehn vor neun, somit blieben mir genau zehn Minuten, um mein zweites Frühstück zu verspeisen.

»Ich komme gerade rechtzeitig, mach mir einen schnellen Cappuccino und schon bin ich einsatzbereit.«

»Es heißt: ›Giulio, könntest du mir bitte einen Cappuccino

machen?« Oh Mann, was für eine Nervensäge, von allen möglichen Orten musste ich ausgerechnet neben ihm landen.

Regungslos blickte er mich an und wartete darauf, dass ich das Zauberwort wiederholte, so wie es Eltern bei unartigen Kindern taten. Ich hatte keine Wahl, wenn ich einen Kaffee wollte, musste ich mich ihm fügen.

Julio war fast schon obsessiv pingelig, aber letztlich hatte ich ihn lieb gewonnen, und trotz allem ging es ihm andersherum genauso. Außer, wenn ich ihn bei seinem ersten und zweiten Vornamen rief, was ich des Öfteren machte, nur um ihn zu reizen.

Unsere beiden Läden waren zwar nicht miteinander verbunden, dennoch hatten wir beschlossen, einen gemeinsamen Raum zu schaffen: einen Außenbereich, in dem eine Art kleines literarisches Café entstanden war mit Tischen und Regalen mit gebrauchten Büchern, vor allem Klassikern.

»Vorhin ist ein Mädchen vorbeigekommen, das dich gesucht hat. Sie meinte, sie plant eine Buchvorstellung bei dir und kommt später wieder.«

»Wie sah sie denn aus?«

Giulio Marias Beschreibung ließ keinen Zweifel: Premio Strega war zurückgekehrt.

In der Verlagswelt sind ziemlich unheimliche Leute unterwegs, von denen ich, während meiner, seufz, nicht allzu langen Karriere als Redakteurin, jede Menge getroffen hatte. Nie im Leben hätte ich damit gerechnet, dass ich in meiner Karriere als Buchhändlerin noch schlimmere treffen würde. Und Premio Strega war eine heiße Anwärterin auf einen der vorderen Plätze auf meiner persönlichen »Leben auf dem Mars«-Liste,

die all jene Menschen versammelte, die besonders realitätsfremd waren. Ihren Spitznamen hatte sie verpasst bekommen, weil sie unerschrocken wie eine der Figuren in *Game of Thrones* sämtliche Buchhandlungen abklapperte und wie eine kaputte Schallplatte immer wiederholte, sie hätte ein Meisterwerk geschrieben und sei nur deshalb nicht für den Premio Strega nominiert gewesen, weil sie keine zwei willfährigen Journalisten gefunden hätte, die sie unterstützt hätten. In Wirklichkeit hatte sie ein ziemlich mittelmäßiges Buch geschrieben und auf eigene Kosten in einem Verlag veröffentlicht, der, nachdem sie die Produktionskosten durch die von der Autorin gezahlte Summe wieder reingeholt hatten, natürlich keinerlei Absichten hegte, Geld für Werbung auszugeben.

Ich, unschuldig wie ein Rehkitz, das innerhalb eines Jagdgebiets grast (von *Dornröschen* zu *Bambi* ist es ein kurzer Weg), hatte mich überreden lassen, eine Ausgabe in Augenschein zu nehmen, um ihr anschließend Feedback zu geben. Nach den ersten zehn Seiten hatte ich feierlich das kostbare Werk zugeklappt, mich ebenso feierlich an den PC-Platz der Buchhandlung begeben und rhythmisch auf die Tasten eingetippt:

www.google.it

Last-Minute-Angebote nach Nicaragua

Nur Hinflug

Senden. Das Buch war nicht nur schlecht: Es war das Peinlichste, was ich je gelesen hatte. Und nun befand ich mich in einer wirklich unangenehmen Lage: Wie sagt man einem Autor, dass sein Baby furchtbar ist? Das ist ein bisschen so,